

Legende

Autor(en): **Aeppli, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ergebung. In dem einz'gen Augenblick, da stand das Volk vollendet in der großen Kraft des Namenlosen. Dieser aber weinte Tränen großen Leids und großer Freude.

Und alsdann wandte er sich ab von den Geschaffenen, und seine Stimme tönte schwach, als er die letzten Worte sprechend, sich wehmüt'gen Blickes wieder wandte:

„Brüder meiner weißen Stadt, ich scheid nun von euch, vernehmet meine letzte Weisung: Dies ist mein und euer jüngster Tag.“

Und also gab er seinem Weib ein Zeichen, schritt mit ihr quer durch die Felder, und das Volk, es stand und sah ihm nach, bis daß er gänzlich war verschwunden.

Er aber zog gen Westen.

Legende.

Von Ernst Aepli, Zürich.

Zulezt glaubte Martin, der unglücklich Liebende, sein Leid nicht mehr ertragen zu können. In wilder Flut wollten Trauer und Schreien in ihm aufbrechen. Da verließ er sein dunkles Zimmer, in dem er die vergangnen Tage in dumpfer Qual gefessen hatte, durch dessen dünne Wände die Nachbarn sein Stöhnen und nächtliches Schluchzen und sein ruhloses Auf- undabgehn gehört hatten.

Er konnte nicht mehr hier bleiben, ein Gespött den Burschen, ein Bemitleideter der Frauen.

Und er eilte durch die Gassen der Stadt über die hölzerne Brücke nach dem großen Garten, den das Volk das Klagegal nannte.

Dieser, ein großer herrlicher Park, war vom verstorbenen weisen König auf den Rat eines Dichters hin zu einer Zuflucht für alle Trauernden und Klagenden bestimmt worden.

Dort sollte ein jeder tun dürfen, wozu ihn das Uebermaß des Schmerzes zwang, dort durfte jeder weinen und schrein, einförmig klagen, unablässig hin- und hergehen oder sich auf die tröstlich mütterliche Erde niederwerfen. Dort hatte ein jeder das königliche Recht, sein Leid ungestört und unbeobachtet hinströmen zu lassen.

Vor dem Tore aber, durch das ein umbuschter Weg in den Klagegarten führte, saßen zwei alte Männer, Brüder, und taten Wächterdienst. Uebermenschliche Leiden hatten sie reif und sehend gemacht.

Und wer immer von der Stadt herkam zu dem Garten, den schauten sie ruhig und gütig an und erkannten sogleich, ob ihn Schmerzen und Qual, oder nur häßliche Leidensneugier hiehergetrieben hatte.

Sie sahen durch das hart gewordene Antlitz der Männer, die freilich selten den Weg zum Garten fanden, die wilde Not des Nicht-mehr-ertragen-könnens, sie neigten sich leise vor den zuckenden Lippen und den geröteten Augen der unglücklichen Mütter und Frauen, sie nahmen ernst den Krampf und die Verzweiflung der Jünglinge und lächelten gütig, wenn Mädchen ihr angsthaft sehnsüchtiges Herz aus den unheiligen Stuben und Gassen der Stadt in diese Zuflucht trugen.

Nach dem Park eilte Martin, die Lippen zusammengerissen vor Qual. Denn noch hielten diese den Schrei um den geliebten Namen Irene mühsam zurück.

Irene, das edle, vornehme Mädchen, das in dem großen, stillen Hause ob der Stadt wohnte, war es, die ihn also leiden machte. Denn in all seinen Träumen schritt ihre Gestalt, sah er ihr reifes Antlitz, schauten ihn ihre schönen Augen an. Sie war das Bild seiner Seele und Sehnsucht geworden; ihm schien, er könne ihr Fernsein nicht mehr ertragen, und nur schmerzhafter dünkte ihn das Wissen, daß sie ihm gütig gesinnt war.

Als Martin an den beiden Wächtern vorüberkam, nickten diese Einlaß, und er ging hastig den schmalen Weg bis zur Wiese unter einem lichten Wäldchen; dann warf ihn die Flut seines Herzeleides nieder in das kühle Gras...

Gott aber hatte diesen Garten, aus dem so oft furchtbare Worte anfliegend zu ihm stürzten, mit einem süßen Wunder gesegnet.

Obgleich täglich viele, ach allzuviele! ihren Jammer hertrugen, schuf doch das vielfältige Klagen, Weinen und die wilden

Wehrufe nicht schlimmes Misttönen. Denn Gott ließ daraus milden, dunkeln Gesang werden, der wohl lautend, gleich einem sanften, tröstlichen Wind die Haine, Büsche und Wege füllte.

Martin lag lange stöhnend in hoffnungsloser Verzweiflung auf der Erde. Endlich erhob er sich und ging mit müden, heißen Augen den schmalen Weg zurück. Als er aber aus dem kleinen Tal trat, blieb er mit einem Male stille stehn. Erst verstand er nicht, weshalb er nicht weitergehn konnte; dann aber sah er erstaunt und erschrocken Irene. Sie stand da, das zurückgebogene Haupt, hingegeben einem schweigenden Leid, ins Licht des Abends gerichtet, der hinter den dunkelnden Bäumen des Gartens verglomm.

Da trat er zu ihr hin, mit zagenden Schritten, und fragte: „Warum bist denn du da? Was leidest du denn?“

Sie sah ihn an, und ihre Augen waren nicht Stolz und Abwehr, wie er geglaubt, sondern sie waren voll eines schmerzlichen, gütigen Lichts.

Und sie sagte, sie hätte geahnt, daß er hieher geflohen sei, und sie hätte hier auf ihn gewartet; denn obwohl auch sie viel Leid mit sich trüge, wäre sie nicht deswegen in diesen Klagegarten gekommen. Ja, es sei vielleicht noch schwerer zu Hause das Unabänderliche zu tragen als hier zu weinen. Doch fügte sie lächelnd hinzu, es komme wohl nicht darauf an, ob schwerer und tapferer zu ertragen, sondern die Not irgendwie auszuhalten.

Sie faßte Martins Hand und schwieg lange. Endlich sagte sie leise: „Ja, ich leide viel. An dir und an deinem Schmerz. Und an meinem Wesen, das dir nicht zu sein vermag, was es dir doch sein möchte. Daran, daß ich dir soviel Not schaffe, daß ich nicht dir, sondern dem Unbekannten, Fernen und gläubig Geahnten angehöre.“

Er antwortete nicht, und sie gingen zusammen den dämmernden Weg hinab. Als sie zu einer Bank kamen, bat sie ihn, daß er sich neben sie hinsetze. Er tat es voll Scheu; denn er spürte, daß in ihr ein Heiliges sei, das er nicht berühren dürfe, das nicht ihm angehöre.

Und sie bat ihn wieder, er möchte nie mehr ob dem Leid um sie in diesen Garten fliehn. „Denn siehe,“ sagte sie — und er

erkannte plötzlich, daß auch sie viel gelitten hatte — „ich bin dir nicht ferne, wie du wähnst! Lösche deine Liebe nicht gewaltsam aus, zerstöre die Flamme nicht! Ich will dein Leid und deine große Liebe in meine Hände und in mein Herz aufnehmen. So wirst du dennoch bei mir sein, und dein Wesen soll in Freiheit in mir wohnen. Tu auch du so, behalte mein Bild in dir und flieh nicht vor ihm. Nimm auch das in dich auf, was an meinem Wesen dir schmerzhafter Verzicht ist, versuche das Größte: versuche auch mein Fremdsein zu lieben. So werden wir uns dennoch angehören.“

Er aber erschraf und sprach: „Wie kann ich bei dir bleiben? Wird ich nicht immer wieder deine Ruhe und dein heiliges Warten stören, wenn in mir Begehren und hoffnungslose Wünsche aufstürmen?“

Da nahm sie seine heißen Hände, und er spürte ihr reifes Lächeln durch all die Nacht. „Auch dein Begehren und Verlangen soll zu mir kommen. Denn auch dein Begehren und dein Ungezügelt gehört zu dir. Wenn ich aber dein Wesen wie eine Schwester den Bruder und vielleicht hie und da wie eine Geliebte den Freund bejahe, dann muß ich auch zu deinem unseligen Feuer ja sagen. Ich kann dein Verlangen wohl nie stillen; aber ich will deine Leidenschaft nie zudringlich schelten, und“ — sie erhob sich, und auch er stand auf, und ihre nahen Augen leuchteten ihn durch das Dunkel in großem, ruhigem Glanze an — „dein Begehren wird vielleicht zu reiner, heller Flamme werden, in deren Kraft du Werke tun wirst!“

Da ergriff er heftig ihre Hände, neigte sein Haupt und preßte den Mund darauf. Sie zog die Hände sachte weg, faßte seine Schläfen und küßte seine heißen Augen.

„Gehn wir jetzt, Martin!“ sagte sie. Und dann: „Wir können uns nie mehr ganz verlieren.“

„Ich will dir und meinem Werke angehören“, antwortete er.

Als sie durch das Tor gegen die Stadt hinabschritten, sprach der eine der beiden Wächter zu seinem Bruder: „Sie werden beide noch viel leiden müssen!“

Der andere nickte. „Ja; aber sie werden nie mehr ganz unglücklich sein.“